Jatho.

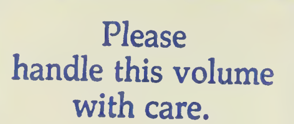
Dürfen wir monistische Frömmigkeit in christliche Hüllen : verschleiern? :

: Ein Vortrag :

von

Max Maurenbrecher.

Verlag Mendelssohn Bartholdy
München-Gräfelfing 1911.



Jatho.

Dürfen wir monistische Frömmigkeit in christliche Hüllen : verschleiern? :

: Ein Vortrag :

von

Max Maurenbrecher.

Verlag Mendelssohn Bartholdy
München = Gräfelfing 1911.

Dieser Vortrag ist so, wie er hier steht, nicht gehalten worden Ich habe über den Fall Jatho am 14. Juli d. J. in Bonn in der Freien Vereinigung, und am 17. Juli in Köln in der dortigen Ortsgruppe des Deutschen Monistenbundes gesprochen, beidemale mit längerer Diskussion, an der sich vornehmlich Freunde des Jathoschen kirchlichen Liberalismus beteiligten. Dazwischen habe ich am 15. Juli in einer Mitgliederversammlung des Kölner Monistenbundes über „Monismus und Religion" gesprochen. Außerdem waren diese Tage im Rheinland natürlich voller Gespräche über dasselbe Thema. Den Ertrag aller dieser Vorträge, Diskussionen und Privatgespräche habe ich in dieses Manuskript hineingearbeitet. Es kam mir nicht darauf an, festzuhalten, was und wie ich in dem einen empirischen Fall in Köln gesprochen habe, sondern möglichst knapp und deutlich auszusprechen, was überhaupt vom Standpunkt monistischer Frömmigkeit aus zum Fall Jatho gesagt werden muß. Darum habe ich auch davon abgesehen, die Kölner Diskussion, obgleich sie ebenfalls nachstenographiert worden ist, mit zu veröffentlichen. Sie ist in der jetzigen Fassung des Vortrags mit enthalten.

19. Juli 1911.

Maurenbrecher.

Meine verehrten Damen und Herren!

Es ist nicht unsere Absicht, heute über den Fall Jatho eine der üblichen Protestversammlungen abzuhalten, wie die letzten Wochen sie so überreichlich gesehen haben. Der Protest des kirchlichen Liberalismus gegen den Oberkirchenrat und gegen das Spruchkollegium ist eine innerkirchliche Angelegenheit der preußischen evangelischen Landeskirche, in die der Monistenbund und die breitere kirchlich nicht mehr interessierte Oeffentlichkeit sich nicht hineinzumischen brauchen. Ein solcher Protest der breitesten Oeffentlichkeit hätte höchstens dann einen Sinn, wenn in dem Fall Jatho das formelle Recht verletzt worden wäre. Dann könnte es vielleicht eine allgemein staatsbürgerliche Pflicht sein, sich an der Bewegung zu beteiligen, um aus ihr so etwas wie einen Fall Dreyfus zu machen. Aber das ist in Wahrheit ja garnicht der Fall. Von keiner Seite wird der kirchlichen Obrigkeit der Vorwurf gemacht, bestehendes Recht gebrochen oder auch nur entgegen seinem Sinne rigoros-formalistisch angewendet zu haben. Der Protest des kirchlichen Liberalismus geht nur darauf, daß dieses bestehende Recht überhaupt besteht. Er ist kirchenpolitisch gerichtet und nicht juristisch; er will das Recht ändern und nicht dem bestehenden Recht nur seine gerechte Anwendung sichern. Damit aber wird dieser ganze Protest zu einer innerkirchlichen Angelegenheit, die die meisten von uns nichts mehr angeht. Er interessiert uns nicht mehr.

Leidenschaftlich aber und brennend interessiert uns die Frage der Religion. Ueber sie dürfen auch wir etwas sagen. Auf sie die öffentliche Diskussion zu konzentrieren, aus allem verwirrenden Spektakel kirchenpolitischer Agitation diesen Grundton wieder herausklingen zu lassen, das ist ganz speziell unsere Aufgabe. Ueber die religiöse Seite des Falles Jatho soll daher heute allein geredet werden.

Als Jathos Name vor etwa sechs Jahren einer breiteren Oeffentlichkeit zuerst bekannt zu werden begann, da ging ein Aufhorchen durch alle Kreise, weit über die Kirchengemeinschaft im engeren Sinne des Wortes hinaus. Der erste Band gedruckter Predigten Jathos ward in der Kölnischen Zeitung angekündigt unter dem Stichwort: „Eine neue Religion". Das Presbyterium oder vielmehr seine liberale Zwei-Drittel-Mehrheit hat dem Oberkirchenrat gegenüber ausdrücklich Jatho als einen „prophetischen Pfadfinder zu vertiefter religiöser Offenbarung" bezeichnet. Jathos Freund Pfarrer Traub hat in der Christlichen Freiheit nach Jathos Amtsentsetzung geschrieben, Jatho habe „das Problem religiösen Lebens neugestellt und es mit seinem Amte bezahlt." Jatho selbst hat in seiner ersten Verantwortung an den Oberkirchenrat von seiner Predigtweise gesagt,

sie sei „ein Versuch, das innerlich Geschaute und Empfundene meinen Hörern und Lesern so anschaulich zu machen, wie es mir selbst vor dem inneren Auge steht". Ueberall das gleiche Bekenntnis und das gleiche Erlebnis: in Jatho kommt eine neue Art „religiösen Lebens" zur Aussprache; es ringt und gärt in ihm eine eigene Art, das Leben zu nehmen und zu überwinden, die für Tausende eine Erweckung bedeutet hat, die keine kirchliche Rede mehr zu erreichen vermochte.

Dieser allgemeine Eindruck ist richtig; jeder wird ihn haben, der Jathosche Predigten auch nur liest. Ich habe ja leider Pfarrer Jatho noch nicht persönlich gesehen; meine Hoffnung, mich heute tags über vor der Versammlung mit ihm aussprechen zu können, ist leider nicht in Erfüllung gegangen, da Jatho schon in seine Erholung — „Urlaub" darf man ja nun nicht mehr sagen — abgereist war. Aber ich habe versucht, aus der Lektüre Jathoscher Predigten und Aktenstücke heraus mir ein Bild seiner Person und seiner Frömmigkeit zu machen. Und da muß ich sagen: Diese Frömmigkeit ist grundsätzlich anders, als das meiste, was wir bisher in der Kirche zu hören bekamen. Es ist eine sieghafte Fröhlichkeit, eine warmherzige Aufgeschlossenheit für alles Werdende und Schaffende, eine heitere Kraft, die das Leben ernst nimmt aber nicht schwer, eine sonnige Zuversicht, ein fröhliches Selbstvertrauen, ein Stolz und eine Ehrfurcht vor dem eigenen Leben, die im schärfsten Gegensatz stehen zu all dem winselnden und sich wegwerfenden Sündengekreisch, das man sonst so oft in den Predigten und noch mehr in den Liturgieen und Chorälen der Kirchen hört. Es ist, als ob Zarathustra der Lachende, Zarathustra der Tänzer hier im christlichen Talar auf die Kanzel gestiegen wäre. Es ist eine neue Stimmung, die man bisher aus dem Protestantismus nur sehr selten heraushörte.

Und dieser faszinierende und suggestiv wirkende Lebensmut ruht auf einer „Gottesanschauung", die sich grundsätzlich von der Ueberlieferung der Kirche unterscheidet. Kein Gott über der Welt, als weltenferner und weltenfremder Herrscher, kein Gott des Wunders und der Heilsgeschichte, sondern anstelle alles dessen ganz moderne, anschauliche und plastische Worte: die unversiegbare Fülle des Lebens, die nicht tot zu kriegende Kraft des Werdens, die Wirklichkeit, wie sie der alltäglichen und der wissenschaftlich gereinigten und geordneten Erfahrung sich darstellt, das Drängen und Treiben und Schwellen und Werden, wie wir es in Biologie und Geschichte dargestellt finden. Ausdrücklich hat Jatho in seiner Antwort an den Oberkirchenrat die „Vorstellung eines außerweltlichen Gottes" zurückgewiesen, hat von der „Immanenz Gottes in der Welt", von der „unendlichen und ewigen Welt" geredet, von der „ewigen Schöpfung", von dem „Gesetz der Notwendigkeit des Lebens" „Das Leben im weitesten Sinne des Wortes..... ist mir die Fülle der Gottheit".

Diesem neuen Erleben der Gottesidee entspricht die „Christusidee“, die bei Jatho eine so große Rolle spielt. Der Christus, der Heiland, der Erlöser ist nicht der geschichtliche Jesus, der empirische Einzelmensch, an dessen geschichtlicher Existenz freilich Jatho nicht zweifelt, sondern der Gedanke, die Willensrichtung, das Ideal, das neben anderen auch den geschichtlichen Jesus nach Jatho erfüllt hat. Dieses Ideal, dieses oberste Ziel, unter das Jatho das Leben des Einzelnen stellt, ist die Arbeit für das Höherwachsen des Menschengeschlechts, der Glaube an das Leben in dem Sinne, daß auch aus dem Menschen noch ein Höheres, Neues, Edleres, eine Gemeinschaft solidarisch arbeitender Kulturwesen herauswachsen müsse. Nur in der bewußten Werde- und Wachsearbeit an diesem neuen Typus Mensch habe das Individuum Sinn, Wert und Halt seines Lebens: der Uebermensch Nietzsches als religiöses Ideal! Religion des Werdens und des immer über sich hinaustreibenden Lebens, unsere Ideale und Sehnsüchte als Fühlhörner des Weltenlebens gefaßt, mit denen es in unbewußtem Triebe nach neuen Zukünften tastet!

Damit aber gewinnt auch jedes andere Wort im überlieferten Christentum ein neues Leben und eine neue Gestalt. Die „Erlösung“ ist nicht mehr der Sühnetod des Gottmenschen und das himmlische Drama von Sünde, Sühne und Freisprechung des Sünders, sondern sie ist einfach das Erlebnis, daß diese neue Willensrichtung und diese neue Beurteilung des eigenen Willens als Wandlung des ganzen Gemütes erlebt werden. Das ist ja eine Erfahrung, die jeder macht, was immer das Ideal sein möge, das gerade in sein persönliches Herz hineinfiel, sei es Liebe, sei es Arbeit, sei es eine neue Erkenntnis: immer wenn ein Neues das Herz durchschwillt, erscheint das Alte und Frühere als verlorenes und vertändeltes Leben, als Traum und Bewußtlosigkeit, das Neue aber als Erwachen, als Genesung, als Frühling und Kraft. Das ist die einzige „Erlösung“ und Bekehrung, die wirklich erlebt werden kann, die psychologisch und nicht magisch zu verstehen ist. Es ist der einzige Sinn, den auch bei Jatho in dem ungeheuren Erlebnis des Werdens das Wort Erlösung noch hat. Es erlöst uns die „Christusidee“ wie Jatho das nennt, nicht mehr der Mensch Jesus-Christus, und erst recht nicht sein Blut.

Mit dieser Fassung der Christusidee hängt weiter zusammen das Preisgeben des Christentums als besonderer „Offenbarung“. Offenbarung, d. h. unmythisch gesprochen, hervorgebrochen aus dem allgemeinen Quell alles Werdens und Lebens in der Welt, ist jede Religion; denn jede beruht auf der Sehnsucht nach einem Neuen, das empirisch noch nicht da ist. In jeder Religion treibt also das Leben wieder ein Stück weiter in unentdeckte Zukunft hinein. So ist für Jatho freilich *auch* das Christentum eine „Offenbarung“; aber eben in diesem Auch liegt der Graben, der ihn vom alten Kirchenchristentum trennt! Und ebenso ist ihm die Entwicklung der Philosophie, der Geschichtsforschung und der Naturwissenschaft

ein „Walten Gottes“, d. h. ein Werden, das aus dem Urtrieb alles Lebens stammt, über sich hinaus zu wollen. Das Christentum ist nicht die allein wahre oder allein berechtigte Religion. „Mögen alle Religionen der Erde in friedlichem Wetteifer an dem Fortschritt der Menschheit zu immer erneuter humaner Regeneration — man beachte hier die rein biologische Formulierung dessen, was sonst „Christusidee“ heißt! — arbeiten, dann wird das Christentum die reichste und vielseitigste Gelegenheit zur Entfaltung seiner eigenartigen Kräfte finden.“

Schließlich führt dieser Gottesbegriff und diese Christusidee auch zu einer vollen Verschiebung der kirchlichen Lehre von der Unsterblichkeit. Jatho ist freilich niemals soweit gegangen, die Möglichkeit persönlicher Fortdauer des Individuums nach seinem irdisch-körperlichen Tode ganz zu bestreiten. Aber er hat ganz klar und bestimmt, besser: mit wachsender Klarheit und Bestimmtheit, erklärt, daß er darüber nichts weiß. Er polemisiert in Predigt und Grabrede noch nicht gegen den Jenseitsglauben, aber er spricht überhaupt nicht mehr davon. „Ich lasse einem jeden seine Gedanken über diese Dinge und freue mich, wenn sie ihn zufriedenstellen. Und wenn mich einer fragt, was ich mir für meine Abschiedsstunde wünsche, so antworte ich ihm: nichts Besonderes, lieber Freund, und nichts Kompliziertes; erwarten wir ruhig den Lauf der Dinge und rüsten wir uns auf alles, a b e r o h n e F u r c h t. Sollten wir nicht wieder erwachen, so ist es gut; gibt es aber außer der erfahrungsgemäßen noch eine andere Form persönlichen Daseins, so ist es auch gut. Dann wird sie irgendwie eine vollkommenere sein. Unter allen Umständen wollen wir aber sorgen, daß wir uns in denen überleben, welchen wir von unserm gegenwärtigen Leben etwas mitteilen durften, sei es körperlich, sei es geistig, und daß die Erinnerung an uns eine dankbare, Lebenswerte schaffende und Frieden stiftende sei. Dann kehren wir im realsten Sinne des Wortes zu Gott zurück, um seine Zeugungskraft zu vermehren oder zu vertiefen“. Ohne Bild gesprochen, dann ist unser individuelles Leben ein Stück Werden und Wachsen für andere und damit ein Stück Schöpfung in der Weltbewegung geworden. Damit ist nie über das ganze Leben, so auch über die Abschiedsstunde eine stille Kraft gelegt, eine starke, ruhige Heiterkeit, die weitab steht von all jener Todesfurcht und Lebensgier, die in der Todesstunde nach dem „Seelsorger“ ruft, um durch Sakrament, Gebet und Zuspruch sich die Suggestion eines individuellen Fortlebens verstärken zu lassen. Aller Schweiß und alle Zweifel sind von der Seele genommen und es bleibt eine gelassene Ruhe, die sich darein findet, daß dieses Werden der Welt nun einmal ein überindividueller Prozeß ist, in dem das Individuum kommt und vergeht, wie der Schaum auf der Welle, wie der Hauch im Sturm. Aber gerade deshalb gießt diese Religion des Werdens einen so sonnigen Abendglanz auch über die letzte, stillste Stunde: wir können eine Auslösung von Kraft bei anderen sein, auch noch durch einen ruhigen und gelassenen Tod!

Auch in vergrämten Zügen und in verstaubten Dachwohnungen kann mit diesem Bewußtsein ein sieghaft-friedliches Todeslächeln entstehen.

Diese Art, das Leben zu nehmen, ist eine Kraft, in die wir alle hineinwachsen sollten und hineinwachsen möchten. Es ist die Durchtiefung unseres modernen monistischen Weltbildes bis zu der Wasserschicht hin, aus der neue Quellen zur Motivbildung für das praktische Leben hervorsprudeln können. Die Feststellung der Tatsache allein, daß das Weltall ein Entwicklungsprozeß ist, ein Werden und Schwellen und Abschwellen von Trieben, diese Tatsächlichkeit allein ist noch keine Religion. Sie ist höchstens Naturwissenschaft, Kulturgeschichte oder Philosophie. Aber wenn uns diese Tatsachen nun auch zum Motiv werden, wenn sie in uns Ehrfurcht, Dankbarkeit, Bindung und Pflicht erwecken, wenn sie fröhlichen Mut in uns auslösen auch in Schmerz und Abschied und Tod, dann dürfen wir wohl von einer religiösen Erfassung dieses monistischen Weltbildes reden. Das ist es, was in seiner Weise Nietzsche im Zarathustra geleistet hat, was von den verschiedensten Seiten heute gesucht wird, und was in anderen Formen auch Jatho zu leisten versuchte: das Hervortreiben sittlicher und religiöser Motive — oder lassen wir auch diese abgegriffenen Worte: das Suchen nach kräftigen Motiven spannenden und fröhlichen Inhalts, aus denen heraus wir Zweck, Stil und Wert unseres Lebens erleben, in denen wir Weltall-Kräfte auch in unseren Adern fühlen können; diese Motive aus unserm modernen, monistischen Weltbild entnommen, also aus unserer Wirklichkeit, also einfach und schlicht, wie alle Wirklichkeit ist, und wuchtig in ihrer elementaren Kraft: das ist monistische Frömmigkeit! Dazu müssen wir kommen; bis dahin müssen wir unsern Monismus vertiefen; diese Quelle von Kraft, Fröhlichkeit und Zucht müssen wir den neurasthenisch-geschwächten, hysterisch-vergrämten oder in ausschweifender Augenblickslust sich verlierenden Zeitgenossen wieder zugänglich machen! Was Jatho getan hat, ist unsere Arbeit, ob es ihm nun bewußt war oder nicht. Das Neue, was in ihm kocht und gärt und nach Gestaltung ringt, ist unsere Sehnsucht und der neue Stil einer aus dem Monismus erwachsenen Lebensfreude und Lebenskraft. Ein Feuer suchen auch wir, ob es uns nicht durchlodern könnte. Was wollten wir lieber, als es brennete schon! Und wir danken jedem, der hilft, es zu entzünden.

Jathos heitere und Fröhlichkeit weckende Energie stammt ganz aus der Wirklichkeit, aus der Erfahrung des Werdens und aus dem Willen zum Werden. Seine Person und sein seelsorgerlicher Einfluß sind ein Beweis, daß solche Stimmungen auch auf monistischer Grundlage möglich sind. Und sein Durchhalten gegenüber Oberkirchenrat und Spruchgericht zeigen, daß auch bei solcher Grundlage des Fühlens und Wollens Kraft und opferbereite Treue entstehen. Ich gehöre durchaus nicht zu denen, die heute Jathos „Märtyrertum" in lauten Worten preisen und meinen, sie täten ihm eine Ehre damit. Märtyrertum ist nur da, wo eine wirkliche Gefahr für Leib

und Leben oder Existenz besteht. Davon ist hier nicht die Rede; dem schlichten Mann tut man durchaus keinen Dienst, wenn man zum „Märtyrertum" aufbläst, was in Wahrheit nur unfreiwilliges Scheiden aus liebgewordener Gewohnheit und liebgewordenem Orte seiner Tätigkeit ist, verbunden freilich mit dem Gefühl, besiegt worden zu sein. Aber auch wenn es nicht gerade Märtyrertum war, es war doch Festigkeit, Unerschrockenheit und Ehrlichkeit, was er gezeigt hat. Und darum war es für Tausende eine Erhöhung an Lebensfreude und ein Entschluß zu eigener Kraft, als sie ihn vor dem Spruchgericht nicht nachgeben sahen. Und für uns darüber hinaus war es ein Beweis, daß auch monistische Willensbildung nicht unfähig ist, aufrechte Charaktere zu bilden. Und das ist es, was uns an Jathos Person und Schicksal eigentlich interessiert.

* * *

Denn nun erst kommt die Frage, die wir bei dem „Fall Jatho" vornehmlich aufwerfen müssen: ist es möglich, Jathos Religion, Jathos wirkliches Erlebnis in kirchlichen Formeln zur Aussprache zu bringen? Jatho hat es gewollt und will es noch heute. Er will protestantischer Christ sein und auf einer protestantischen Kanzel stehen. Nach Aussage des liberalen Teiles seines Presbyteriums hat er mit diesem Anspruch Glauben gefunden auch bei solchen, die längst allen kirchlichen Formeln entfremdet waren: „viele Hunderte, die sonst vielleicht aus Verzweiflung an der evangelischen Kirche zu den Monisten gegangen wären", hat er in der Kirche gehalten und zu mutiger Zuversicht für eine mögliche Reform der Kirche gewonnen. Für diese alle, für uns Monisten innerhalb und außerhalb des Monistenbundes, entsteht also die Frage: war es Recht, mit dieser Frömmigkeit in der Kirche zu bleiben?

Wir müssen die Frage so scharf und eindeutig stellen wie möglich; denn wir erleben gerade jetzt aller Orten, daß Jathos kirchenpolitische Freunde sie verwirren und trüben. Es kommt uns nicht auf die Kirchenpolitik an, sondern auf die Religion. Es ist uns ganz gleichgiltig, ob die Kirchenverfassung es zuläßt, daß hier und dort einmal in einer vereinzelten Ecke ein Prediger verstohlen monistische Frömmigkeit redet und lehrt. Für uns steht in Frage, welches die zutreffenden und richtigen Ausdrucksformen für die „neue Religion" sind, welche Worte, Bilder und Begriffe aus der Sache selbst heraus unmittelbar fließen, in welcher Aussprache die sieghafte und zwingende Kraft dieser neuen Weltbetrachtung sich am gewaltigsten offenbart. Wieder sind wir es, die die liberalen Theologen zwingen müssen, sich auf die Religion zu konzentrieren; und immer sind es die liberalen Pastoren und Professoren, die dieser

scharfen Frage auszuweichen suchen durch Entfesselung kirchenpolitischer Stürme. Es ist aber garnicht die erste Frage, ob die Kirche im Sinne des Liberalismus noch reformierbar ist, sondern vielmehr, ob wir sie überhaupt noch reformieren wollen, ob es sich um der Religion willen überhaupt lohnt, um das Recht unserer Religion in dieser Kirche zu streiten. Biblisch ausgedrückt: ist es Recht, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen? Dient man dem Ernst und der Wucht der Religion, wenn man künstlich sich an ausgeleerte Formen akkomodiert? Oder ist es nicht so, daß der gärende Most die alten Schläuche schließlich einfach zerreißt? Nicht ob wir in der Kirche bleiben dürfen, sondern ob wir in ihr bleiben wollen, steht in Wahrheit in Frage.

Und da muß es noch einmal gesagt werden, daß Jathos Frömmigkeit von allen, auf die sie traf, als etwas Neues erlebt ward. Die eingangs wiedergegebenen Zeugnisse stellen das ganz außer Zweifel. Die bewußte Umdeutung und Weiterbildung kirchlicher Lehrausdrücke, wie sie Jatho durchgeführt hat, zeigen, daß auch er sich dessen ganz deutlich bewußt war. Und die Erfahrung von uns allen sagt dasselbe: die gewöhnliche Art der Predigt hat uns aus der Kirche hinausgepredigt; bei Jathos sprühender Kraft wurden auch wir wieder warm. Das konnten auch wir verstehen, denen „Gott", „Heiland" und „Offenbarung" längst ausgeklungene Glocken geworden waren. Darum ist heute für uns garnicht Gegenstand der Debatte, ob das Werden und Wachsen, das überquellende Leben im Weltgeschehen und der Wille, der immer über sich selber hinaustreibt, ob das alles als Grundlage von Kraft und Frohsinn und Zucht genügt oder nicht. Wir empfinden es so, Jatho empfindet es so, Nietzsche empfand es so; Jathos Person und Schicksal beweisen die charakterbildende Kraft dieser „Wirklichkeitsreligion".

Darüber also wollen wir heute garnicht debattieren. Unsere Frage ist blos: Die, die ihre Religion in Ernst und Aufrichtigkeit also empfinden, dienen die ihrer Religion, wenn sie sie in kirchlich-traditionelle Ausdrücke kleiden?

* * *

Die Frage ist heute entschieden, juristisch und religiös entschieden, vom Oberkirchenrat, von den liberalen Kirchenreformern und von Jatho selber entschieden. Und die verhängnisvolle Tragik in Jathos Schicksal ist nur, daß er trotzdem von der Sprache der Kirche sich nicht losreißen kann.

Das Spruchgericht hat nicht darüber zu urteilen gehabt, ob Jathos Lehre „wahr" sei oder falsch; es hat mit Recht abgelehnt, in eine biblische oder dogmatische Diskussion mit ihm einzutreten.

Sein Amt war nur „festzustellen“, ob Jathos Lehre noch Christentum ist. Man hat das Kollegium darüber verhöhnt; Jatho selbst hat sich leider an diesem Hohne beteiligt. Und doch ist es sinnlos, hier nur zu spotten und nur zu fragen, woher die Spruchrichter denn die Entscheidung nehmen, was Christentum ist. Sie nehmen sie nach § 11 des Gesetzes über das Spruchgericht „aus ihrer freien, aus dem ganzen Inbegriff der Verhandlungen und Beweise geschöpften Ueberzeugung“. Mit anderen Worten: sie entscheiden nach ihrem Gefühl und ihrer kirchengeschichtlichen Kenntnis. Und da das Kollegium gesetzmäßig aus 13 Mitgliedern besteht, die erfahrungsgemäß in sich verschiedene kirchliche Richtungen darstellen, so wird nach menschlichem Ermessen immer eine gewisse Durchschnittsmeinung sich durchsetzen, eine Art Gesamtgefühl der ungeheuren Mehrheit der Kirche für das, was auf der Kanzel noch eben möglich ist und was nicht. Das ist freilich nicht juristisch formulierbar, aber deshalb doch wirklich und kräftig. Das Taktgefühl derer, die die Mehrzahl der Kirche ausmachen und alle Vertretungs- und Leitungskörper besetzen, kommt in diesem Spruch zur Erscheinung. Und dieses Taktgefühl hat gegen Jatho entschieden! Die, die christliche Religion in kirchlichen Formen vertreten, haben gesagt, daß Jatho ein anderes religiöses Erlebnis habe wie sie, daß sie in seiner Religion ihr Christentum nicht mehr wiedererkennen könnten. Das ist kein Urteil über wahr und falsch; das ist nur eine „Feststellung“, wie das Gesetz ausdrücklich betont, eine geschichtlich und begrifflich begründete Feststellung: das, was du erlebst, mag gut und schön sein, aber es hat geschichtlich nicht mehr das Recht, sich protestantisches Christentum zu nennen. Denn protestantisches Christentum ist eben eine andere Art, Religion zu erleben.

Die Verteidiger Jathos haben diese Feststellung nicht zu erschüttern vermocht. Sie haben sich, offen gestanden, einfach kläglich gehalten. Sie haben allerlei Nebendinge herangezogen, die mit der einfachen Wucht der gestellten Frage garnichts zu tun hatten. Daß Jatho ein hinreißender Prediger sei, daß er Hunderte für die Kirche zurückgewonnen habe, daß er gewaltige Gaben habe, das alles hat niemand bestritten, hat der Oberkirchenrat selber vielmehr deutlich gesagt. Aber die Frage blieb immer, ob das alles „Christentum“ sei. Das ist eben die Schwäche der Liberalen, daß für sie das Christentum jede historische Bestimmtheit verloren hat und in einen allgemeinen ethischen Idealismus verdampft worden ist. Vielleicht haben sie sachlich Recht; vielleicht ist der ethische Idealismus die einzig mögliche Form, in der wir heute noch Religion erleben und nachfühlen können. Aber historisch haben sie Unrecht. Denn Christentum ist mehr als ethischer Idealismus; es ist Glaube an den persönlichen Gott, an die Heilsgeschichte im Sinne eines himmlischen Dramas und einer fortschreitenden Offenbarung, die ganz spezifisch in der jüdisch-christlichen Linie der allgemeinen Religionsgeschichte verläuft, und ist vor allem Hoffnung auf eine persönliche Fortdauer des Individuums nach dem Tode. Man mag so liberal sein wie

man will in der Ausgestaltung dieser Begriffe: irgendwie sind sie in jeder, auch in der liberalsten Dogmatik zu finden. Wer aber gerade hier anders fühlt und gestaltet, der mag immer noch „propehtischer Pfadfinder zu neuen religiösen Offenbarungen" sein; aber er ist nicht mehr Christ. Diese einfache Feststellung greift weder die Ehre noch den Charakter noch die Wirksamkeit Jathos an. Sie stellt eben nur fest, daß Christentum und Kirche nicht Allerweltsformen für irgendwelche Gefühls- und Vorstellungsweisen jeder möglichen Zukunft sind, sondern Gebilde eines ganz bestimmten historischen Ursprungs, die einer bestimmten Kulturperiode der abendländischen Menschheit entsprachen und in einer neuen Periode anderen Gebilden Platz machen müssen. Das Letztere werden die Herren des Spruchkollegiums wahrscheinlich nicht zugeben; denn sie glauben ja an die „ewige" Wahrheit. Aber ihr Spruch behält trotzdem sein Recht und seinen weltgeschichtlichen Sinn; er ist die Wasserscheide, an der sich zwei Perioden trennen. Das Christentum gehört zur Vergangenheit, und der „prophetische Pfadfinder zu neuen religiösen Offenbarungen" gehört in die Zukunft — auch wenn er selbst es nicht will, auch wenn sein neues Erleben mehr geworden ist als gesucht.

Die Verteidiger Jathos innerhalb des kirchlichen Liberalismus haben das selbst empfunden. Sie haben seine Sache fast alle preisgegeben und nur seine Person zu halten gesucht. Einzig Pfarrer Traub hat hier und da die Sache verteidigt, wenn er schrieb, den pantheistischen Einschlag könne sich die protestantische Frömmigkeit nicht nehmen lassen, wenn er auf Herder, auf Schleiermacher, auf Hegel verwies. Aber vor dem Spruchgericht hat auch er von dem allem geschwiegen und hat sich teils auf unwürdige Aktenkritisiererei — was hat die mehr oder weniger große Korrektheit der Akten des Oberkirchenrats mit der Frage zu tun, ob Jathos religiöses Leben noch protestantisches Christentum ist. Traub ist doch Prediger und nicht Advokat! — teils auf ganz unangebrachte kirchenpolitische Programmreden zurückgezogen.

Und der andere Verteidiger, Prof. Baumgarten, hat Jathos „Lehre" direkt selber verworfen. Seine Verteidigung ging nach dem Schema: Jathos Lehre und Theologie ist freilich schlecht; aber er ist ein so prächtiger Mensch, also muß er auch Pfarrer sein dürfen! Als ob der prächtige Charakter und die starke rednerische Begabung allein schon das Wesen einer spezifisch protestantischen Predigertätigkeit ausmachten! Ja, Baumgarten hat mit Entsetzen selbst zugegeben, daß Jathos Aussagen vor dem Spruchgericht ihn eigentlich als Pfarrer unmöglich machten; er hat sich nicht anders zu helfen gewußt, als daß er die Spruchrichter beschwor: „Glauben Sie ihm nicht, meine Herren, er macht sich jetzt schlechter als er ist, er meint das in Wahrheit durchaus nicht so schlimm!"

Dasselbe Abrücken von Jatho in sachlicher Beziehung sehen wir überall. Rade in der „Christlichen Welt" stellt ausdrücklich fest, daß

Jathos Theologie schlecht sei, und daß er, Rade und seine Freunde, Jathos Standpunkt durchaus nicht teilen. Pastor Kremers in Bonn, der nach Jathos Amtsentsetzung eine Predigt für ihn hat drucken lassen, hat hinter meinem Vortrag ausdrücklich gesagt, er gebe zu, daß Jatho über die Linie hinausgegangen sei, die ein christlicher Prediger einhalten müsse; den einen Jatho hätte die Kirche ertragen müssen; „aber Schule darf er nicht machen". So haben auch die Pastoren, die eine Protesterklärung gegen den Oberkirchenrat unterschrieben, wohlweislich sich gehütet, zu sagen, daß sie auf Jathos Seite ständen und über Gott, Jesus und Unsterblichkeit dächten wie er; sie haben nur gedonnert, sie würden fortfahren, ihr Amt „allein ihrer Gewissensüberzeugung folgend, in — protestantischem Geiste auszuüben", als ob das nicht eben dasjenige wäre, was auch der Oberkirchenrat von ihnen will. Es fragt sich nur eben, ob Jathos Frömmigkeit noch „protestantisch" genannt werden darf. Ja, selbst der liberale Teil des Kölner Presbyteriums hat es ausdrücklich abgelehnt, Jatho in den sachlichen Aussagen seiner Religionsauffassung zu folgen. „Die Anhängerschaft Jathos besteht nicht aus Leuten, die sich auf Einzelheiten seiner Vorstellungen von Religion, Gott, Jesus, Menschentum, Sünde, Erlösung und jenseitigem Leben festlegen"; und damit man ja richtig verstehe, was damit gesagt ist, heißt es in dem Bericht an den Oberkirchenrat 7 Seiten weiter: „Denn auch hier ist das Entscheidende für den starken Einfluß Jathoscher Heilsverkündigung nicht die Zustimmung zu jedem kühnen Bilde oder Gleichnis des Verfassers". Wenn Worte noch einen Sinn haben, so heißt das, daß gerade in den Punkten, die der Oberkirchenrat aufgestochen hatte, seine Gemeinde selbst nicht hinter Jatho steht, sondern Jathos „kühne Bilder und Gleichnisse", also Jathos Gottesbegriff und Christusidee, um der persönlichen Eigenschaften ihres Urhebers willen nur eben erträgt. Herr Professor Geffken, der Verfasser dieses Berichtes, hat mir gegenüber nachträglich diesen Sinn seiner Worte nicht zugeben wollen und hat sich persönlich ganz auf den Boden des philosophischen Pantheismus gestellt. Aber was geschrieben ist, ist geschrieben! Der Wortlaut der amtlichen Eingabe ist so klar, daß alles Drehen und Wenden nichts hilft: selbst das Kölner Presbyterium hat diejenigen Ausdrücke Jathos, gegen die das Vorgehen des Oberkirchenrates vor allem gerichtet war, als „kühne Bilder und Gleichnisse", als „Einzelheiten seiner Vorstellungen" bezeichnet, auf die die Gemeinde sich nicht festlegen lasse. Es ist ja begreiflich, daß man das nachher nicht mehr Wort haben will; um so beschämender ist die Tatsache, daß man im Kampfe selbst nicht den Mut hatte, mit beiden Füßen und ganz und sachlich auf Jathos Seite zu treten.

Das also ist der Tatbestand, der durch den Fall Jatho unverrückbar festgestellt ist: Jathos Lebenselement, Jathos spezifische Eigenart, die monistische Frömmigkeit, ist nicht mehr protestantisches Christentum! So entschied das Spruchgericht, so entschieden die Liberalen, die nur Jathos Person dem Pfarramt erhalten wollten.

Und so hat schließlich auch Jatho selbst in seiner mannhaften Antwort an den Oberkirchenrat entschieden. Jatho schreibt: „Der wäre fürwahr ein schlechter Prediger, der Gott anders verkündigte, als er ihn erlebt". Dann sagt er, daß seine Aussagen über Gott nichts anderes seien als Versuche, das innerlich Geschaute in Worte zu fassen, überwältigt von der Kraft des Lebens suche er sie auch seinen Zuhörern so anschaulich wie möglich zu machen. Und dann kommt das entscheidende Bekenntnis: „Dabei bediene ich mich meistens der Sprache der religiösen Symbolik; zuweilen aber drängt es mich auch, alles Sinnbildliche abzustreifen und das Wesen der Gottheit sachlich zu beschreiben, soweit das an sich möglich ist. Dahin gehören Bezeichnungen wie „ewiges Werden", „unendliche Entwicklung des All", „Allsein" und ähnliche." — „Zuweilen aber drängt es mich", das ist das entscheidende Wort. Meist redet er in Symbolen und überlieferten Worten. Dann aber kommt es über ihn wie ein Zwang, sich einmal ganz so auszudrücken, wie er es erlebt, wie es in ihm glüht und kocht und schwillt. Dann sind all die großen Worte der Kirchensprache zu arm, zu abgegriffen, zu leer, um das zu umfassen, was er wirklich innerlich schaut, wenn er von frommen Gefühlen durchwogt und erschüttert ist. Und dann sagt er: Das Werden, das Leben, die Wirklichkeit, die Entwicklung, aber nicht mehr der Gott. Dann stammelt und ringt er in unpersönlichen Worten, in Worten, die einen unpersönlichen Vorgang, ein Geschehen, eine Abfolge von Geschehnissen ausdrücken, aber nicht einen persönlichen Willen. Und in diesen unpersönlichen Worten erlebt er das höchste Erlebnis, das realistischste Schauen, das „Wesen" der Gottheit, unverschleiert in Symbolen und Bildern, den echtesten Rausch des Einzelmenschen, der sich in das All und das Weltall in sich hineinfühlt. Und wenn die Ekstase verflogen ist, die Stimmung sich wieder geglättet hat, dann redet er wieder von Gott und Vater, wie die Kirchensprache es immer getan hat.

Ich glaube, daß dieses Bekenntnis ganz unbewußt und ungewollt herausgeflossen ist. Vielleicht ahnt Jatho heute noch nicht, daß gerade diese Zeilen ihm als Pfarrer den Hals brechen mußten. Vielleicht will er nicht einmal Wort haben, daß irgendetwas Großes und Auffälliges in diesen Worten liege. Aber nur um so größer wird in Wahrheit dadurch ihre Bedeutung. Denn das Unbewußte, das Ungewollte, das elementar Herausbrechende ist in der Religion immer das Beste; es ist das, wo das Werden und Wachsen am unmittelbarsten in uns schwillt und keimt. Und dieses Unbewußte sagt hier, daß die Kirchenbegriffe nicht mehr ausreichen, um Jathos inneres Wogen, um die monistische Frömmigkeit in sich zu fassen. Es ist eine neue Frömmigkeit, die da triebartig erwacht ist, wilder, schäumender, stolzer, als das Christentum, eine Bewegung, die die christliche Hülle sprengt, sobald sie erst einmal anfängt, sich auszurecken und die Lungen zu eigenem Atmen zu weiten.

Was brauchen wir weiter Zeugnis! Der Angeklagte selbst bestätigt, daß seine heißeste Glut sich in protestantische Worte nicht mehr zwingen läßt, nur für den Alltag, nur für die gelassene, berufsmäßige Rede dient ihm noch das christliche Symbol. In ihm wo etwas Neues, ob er es weiß und will oder nicht!

* * *

Damit sind wir erst wieder richtig bei der Frage, von der wir ausgingen: dienen wir in Wahrheit der Erweckung monistischer Frömmigkeit in Jathoschem Sinne, wenn wir sie in christlichen Bildern und Symbolen zur Aussprache bringen? Sind die kirchlichen Worte, wie Gott, Vater, Jesus, Christusidee, Offenbarung, Erlösung, ewiges Leben, sind das wirklich zutreffende Worte, um unsere Art darin auszudrücken? D ü r f e n wir, die wir es so erleben wie Jatho, noch auf christlichen Kanzeln stehen? Dieses Dürfen nicht vom Standpunkt der Kirche gemeint, sondern von dem unseres eigenen Gewissens: enthalten jene „Symbole" für uns noch eine Wahrheit?

Es muß hier zunächst wieder einmal eine gräuliche Verwirrung auseinandergefilzt werden, die die liberalen Theologen zur Verschleierung ihrer hilflosen Lage in der religiösen Ausdrucksweise herbeigeführt haben. Sie sagen: Das „Symbol" ist die notwendige Ausdrucksform für jedes religiöse Erlebnis; jede Religion sucht nach Symbolen, um das Unfaßbare zu fassen, das Unaussprechbare auszusprechen. Die Erschütterung, in die das Ueberwältigt-Werden vom überindividuellen Weltprozeß uns versetzt, ist wie eine Musik, ganz Rausch und Stimmung. Man muß sie in Noten schreiben, wenn sie von andern nacherlebt werden soll; man muß einen Text unterlegen, wenn man die Melodie ausdeuten will. Noten und Text der religiösen Ausdrucksweise aber sind Begriffe und Bilder; ohne Begriffe und Gleichnisse gibt es keine Uebertragung einer innerlichen Erschütterung auf andere, es sei denn eben durch reine Musik!

Das alles ist richtig; aber es deckt nicht die Praxis, die die liberalen Theologen und Jatho mit ihnen haben. Nicht daß sie Musik in Noten fassen, machen wir ihnen zum Vorwurf. Diese Arbeit der Rationalisierung innerster Stürme muß jeder Komponist leisten, jeder Lyriker und also auch jeder, der predigt. Das hat schon Paulus im Korintherbrief beschrieben. Aber sie fassen ihr inneres Drängen in f a l s c h e Noten, sie pressen ihr Schäumen in f a l s c h e Begriffe, sie verschleiern die wahre Art ihrer Religion, indem sie f a l s c h e Gleichnisse suchen. Das ists, was wir gegen sie haben! Damit hindern sie ihr wirkliches Erlebnis, ganz realistisch und klar zur Darstellung zu kommen. Und eben damit versündigen sie sich an den Hunderttausenden, die im Sande sitzen, nach Wasser graben

und von sich aus doch nicht ursprünglich genug sind, um das Wasser auch unter unserem Sande zu finden. Sie könnten eine sprudelnde Quelle des Lebens sein und sind für Tausende nur ein Aergernis und ein Gelächter. Und auch Jatho hat sich mit ihnen an seiner Religion versündigt.

Die einzige Aufgabe religiöser Rede ist, das eigene Erlebnis so schlicht und anschaulich zum Ausdruck zu bringen wie möglich. Welchen Tatbestand meinst du, wenn du Gott, Weltall, Weltgeschehen oder Universum sagst? Welche Stimmungen, welche Motive löst dieser Tatbestand in dir aus? In wiefern erlebst du diese Stimmungen als einen Zwang, der über dich kommt, dem du nicht ausweichen kannst, der dich überwältigt und umschafft? Wieso reinigt der Blick auf das Weltgeschehen deine Affekte, reckt die gebrochenen und zerstückelten Stäbchen deines Gefühls in ruhige und große Linien zusammen? Warum wirst du heiter, mutig, sonnig auch im Schmerz und Gram, wenn du das „Werden" betrachtest? Und so könnte man stundenlang fragen. Die Aufgabe religiöser Rede ist unendlich, wie die Wirkungen des Geschehens in unsern Affekten unendlich sind. Aber immer ist die Aufgabe, so schlicht, so konkret, so anschaulich wie möglich vom einzelnen Erlebnis zu sprechen, damit es zündet und ähnliche Affekte und Entschlüsse bei anderen weckt.

Das moderne Weltbild des ewigen Werdens in Natur und Gesellschaft auszumünzen zu Stimmungen und Motiven fürs praktische Leben, das ist die Aufgabe religiöser Rede; das ist die einzige Aufgabe, die sie hat. Die Worte, die Symbole, die Mythen geben sich dabei von selbst. Schon Ausdrücke wie „das Leben", das „Drängen und Treiben", das „Werden", das „Weltgeschehen", namentlich aber „Entwicklung" sind Abstraktionen, sind Bilder und Gleichnisse, deren Gleichniswert man niemals vergessen darf. Es sind aber die zutreffenden Symbole, nach denen unsre religiöse Sprache heute von selber sucht, die sich ungesucht darbieten, sobald wir nur schlicht und einfach zu werden suchen, die ja auch Jatho auf den Höhepunkten seines Erlebens sich aufdrängten. Will man nach Bildern suchen aus dem alten Sprachschatz der Religionen, so kann man das uralte Bild nehmen, das in unzähligen Mythen ausgedichtet wird, bis zum protestantischen Kirchenlied hin: „Sonne, die durch Wolken bricht". Oder man kann mit den Babyloniern von Marduks Kampf mit dem Chaosdrachen, mit den Persern von Ahura, Maydas Streiten gegen Angromainyu, mit den Phöniziern vom Weltei reden, das der Geist ausbrütet, daß sich gestaltende, formende Kräfte im Chaos regen. Oder man beugt sich mit den Griechen vor der Urmutter Erde, aus deren ewig fruchtbarem Schoß Alles entstand. Kurz, wo irgend Propheten und Dichter darum gerungen haben, das Weltenwerden als Wachstum, als Organisierungsprozeß zu begreifen, da können wir unsere Bilder entlehnen und können sicher sein, daß der Hörer uns deshalb doch nicht mehr für Babylonier, Perser,

Phönizier oder Griechen hält, daß er die Bilder als Bilder versteht und sich dadurch wohl stimmen läßt, aber doch nie die Bilder als solche als Wirklichkeit nimmt.

Wenn wir aber „Gott" sagen und damit „das Werden" meinen, so brauchen wir ein falsches Symbol und führen die Zuhörer irre, Und damit berauben wir unsere religiöse Rede ihrer besten Wirkung und Kraft. Denn erstens: „Gott" ist heute im allgemeinen Sprachgebrauch noch längst kein Symbol, für ein Geschehen, sondern ist eine Person, über deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eben der Streit geht. Sowohl der, der sie für wirklich hält, als auch der, der ihre Existenz bestreitet, denkt bei dem Worte „Gott" nicht an ein Symbol für das Weltgeschehen, sondern an eine Einzelperson, die über diesem Weltgeschehen thront und es nach ihrem Willen planmäßig lenkt. Keiner von beiden wird ohne Erklärung das unter Gott verstehen, was Jatho bei diesem Wort wirklich erlebt hat. Und darum werden beide sich ärgern, der Christ, daß sein Gott nicht voll zur Darstellung komme, der Atheist, daß ihm zugemutet wird, ständig Sätze mitanhören zu müssen, deren Subjekt er als leeres Wort, als Ausdruck für etwas, was in Wirklichkeit gar nicht da ist, empfindet. Wenn man ihm aber, wie Jatho es tut, auf je ungefähr dreißig Seiten einmal erklärt: wenn ich „Gott" sage, so meine ich garnicht Gott, sondern das Werden, die wirkliche Weltbewegung, die ja auch du kennst, dann wird der Atheist erst recht ärgerlich werden und sagen: Na, warum sagst du dann „Gott", wenn du garnicht „Gott" meinst? Dann rede doch einfach so, wie du es meinst, und wir werden uns prächtig verstehen! — Ja, wenn unsere liberalen Theologen beginnen wollten, in Predigt und Unterricht von Jahwe zu reden, wo sie heute Gott sagen, dann ließe sich darüber reden. Denn Jahwe kann uns heute ebensogut ein Symbol sein, wie Wotan oder Zeus oder Marduk. Bei Jahwe denkt jeder sofort an die Israeliten, die diesen „Gott" geschaffen haben; da ist der jüdisch-christliche „Gott" mit allen andern Göttern der Weltgeschichte in eine Reihe gerückt, wie wir das aus den religionsgeschichtlichen Darstellungen ja schon seit lange gewöhnt sind. Aber „Gott" wird heute im allgemeinen Sprachbewußtsein noch viel zu stark als Eigenname für eine wirkliche Person empfunden, als daß er zutreffendes Bild und Gleichnis für ein unpersönliches „Werden" sein könnte.

Zweitens: Die Stimmung, die in der christlichen Gewöhnung unserer Vorzeit sich mit dem „Gott" verbunden hat, ist eine ganz andere, als wir sie heute beim Untertauchen in den Welten-Werde- und Wachstumsprozeß erleben. Sobald wir das Weltall als „Gott" bezeichnen, geben wir ihm eine Deutung, die in der unmittelbaren Erfahrung garnicht darin liegt. Gott ist, etwas Fertiges, langzielig Wollendes, einheitlich Planendes. Unsere Stimmung zu „Gott" wäre zunächst Unterwerfung, dann Vertrauen und Hoffnung oder auch Furcht und Schuldgefühl, je nachdem die konkrete Vorstellung

„Gott“ weiterentwickelt wird. Zu „Gott“ muß man beten, und wenn das Gebet auch nichts weiter ist, als ein Sich-Beugen und Sich-Einverstanden-Erklären: „Nicht wie ich will, sondern wie du“; immer muß man du und du zu ihm sagen. Zum „Werden“ oder zum unversiegbaren „Leben“ aber kann man nicht beten. Es ist ja keine Person, sondern ein unendlicher Vorgang. Es ist wie der Sturm, der uns erfaßt und erschüttert, überindividuell, nicht von uns gemacht und gerufen, sondern uns rufend und treibend, aber doch eben ein unpersönlicher Vorgang. Man kann die überindividuelle Wucht eines solchen Vorgangs fühlen, kann dadurch im tiefsten gepackt werden, kann sich ganz als geworden, gewachsen und nicht als selbst wollend empfinden, kann sein eigenes Wollen als Werdekraft im Weltgeschehen erkennen. Kurz man kann auch dem „Werden“ gegenüber Religion haben; aber man kann nicht zu ihm beten! Man kann ihm gegenüber weder Schuld noch Reue empfinden, höchstens dankbaren Schmerz und heißes Wollen zum Anders-Werden. Und niemals kann man ihm zumuten, daß eines einzelnen Individuums Glück oder Leid sein Ziel sein könnte: Das „Werden“ kann weder lieben noch strafen; es „wird“ eben und gestaltet und fragt nicht nach unserm persönlichen Schicksal; denn es kann überhaupt nicht fragen! Es ist ein Vorgang, aus Milliarden von einzelnen individuellen Strebungen zusammengesetzt, von Strebungen, die gegen- und über- und durcheinanderstrudeln, und von denen keine einzige wirklich zum Ziel kommt, weil aus der Wechselwirkung der unzähligen Kräfte immer etwas „wird“, was kein Einzelner gewollt und gedacht hat, und was sich doch eben als Resultante aus diesen Milliarden von Parallelogrammen der Kräfte notwendig durchsetzt. In diesem Werden sind wir mitziehende und -stoßende Kräfte, Diagonalen früherer und Seiten neu entstehender Parallelogramme. Das Werden hat uns geformt, restlos so geformt wie wir sind. Und wir formen nun wieder in das neue Werden hinein, ein ewiger Wechsel von bewußtlosem Wachsen und wollenden Streben, von schlechtsinniger Abhängigkeit und schlechthinniger Aktivität. Ehrfurcht, Dankbarkeit, Staunen, alle Schauer und Wonnen tragischer Konflikte, schaffenden Stolz, Arbeit und Trotz: alles das können wir in uns erleben, wenn wir des Sturmes uns bewußt werden, der Alles und uns gestaltet; nur das eine können wir niemals erleben, was der Christ mit dem Worte Vater bezeichnet: persönliche Liebe und persönliches Vertrauen! Hier ist eben ein anderer Typus von Frömmigkeit da, und man soll die Reinlichkeit und den Mut haben, das auch zu sagen.

Jatho hat das durchaus empfunden. Der Oberkirchenrat hatte ihn schon 1905 und 1906 darauf hinweisen lassen, er möge doch sehen, seine religiösen Ausdrücke der kirchlichen Form wieder wenigstens anzunähern; sonst sei schließlich ein energisches Einschreiten nicht mehr zu umgehen. Demgegenüber sagt Jatho in seiner Verantwortung vom 26. Januar 1911, es habe nicht an seiner Eigenmächtigkeit oder an mutwilligem Widerstreben gelegen, daß er in der Formulierung

des Gottesbegriffes immer öfter die unpersönliche an die Stelle der persönlichen Wendung gesetzt habe; auch habe ihm nicht die nötige Achtung und Dankbarkeit gegenüber der vorgesetzten Behörde gemangelt. Es beruhe seine Unfolgsamkeit vielmehr „auf einer inneren Unmöglichkeit: ich kann es nicht". Er kann es nicht, weil das ihm eigene religiöse Erlebnis ihn mit unwiderstehlichem Zwang in die entgegengesetzte Richtung treibt.

Und trotzdem wollte Jatho Pfarrer bleiben; trotzdem meint er noch heute, es sei ihm Unrecht geschehen, als der Oberkirchenrat ihn von der Kanzel stieß, an die er sich immer wieder geklammert hatte. Trotzdem redet er fast stets in den salbungsvollen Worten der Sprache Kanaans und bricht nur relativ selten mit den für ihn wahren Ausdrücken hervor, trotzdem fordert er seine Anhänger auf, mit ihm die christlichen Schleier weiter über ihr heiliges Bild von Sais zu legen. Warum das? Was sind die Mohiten? Wie ist eine so unentschlossene Rückkehr nach so kräftigen Anläufen zu erklären?

Sie ist nicht anders zu erklären als psychologisch und biographisch. Jatho hat offenbar begonnen als schlichter protestantischer, ehrlich gottgläubiger Christ wie alle andern auch. Ganz langsam, erst in reifen Jahren, erst im letzten halben Menschenalter, ist unbewußt und ungesucht die neue Art, das Weltgeschehen zu erleben, in ihm gewachsen. Darüber stimmen die Aussagen des Oberkirchenrats, des liberalen und des positiven Teils des Kölner Presbyteriums merkwürdig zusammen. Die neue Wendung, die jetzt zur Katastrophe führte, hat erst im letzten Jahrzehnt eingesetzt. Und darum ist sie Jatho selbst weniger stark zum Bewußtsein gekommen, als seinen scharfäugigen Gegnern und seinen von ihm in den Schatten gedrückten Kollegen. Jatho hat wohl einfach gemeint: wenn Gott überhaupt eine Wirklichkeit ist, so kann er nur als die Wirklichkeit erfaßt werden, die uns nach unsrer Erfahrung wirklich umgibt. Und darum hat er Gott veranschaulichen wollen, indem er ihn das Werden, den Weltprozeß und das Leben genannt hat. Aber er hat nicht umgekehrt auch die Frage gestellt: wenn das die Wirklichkeit ist, die uns umgibt, warum sollen wir sie denn noch „Gott" nennen, wo wir so viel bessere und wirklich ausmalende Worte haben, um sie zu bezeichnen? Welchen Zwang haben wir dann noch, welchen in der Erfahrung selbst liegenden Zwang, sie Gott zu nennen? Ihm war die Tradition des Gott-Sagens noch selbstverständlich; und darum hat er in ein ihm geläufiges Wort nur einen anderen Inhalt hineingefühlt. Wir anderen aber, denen diese Tradition verschüttet ist, können nicht anders, als für den neuen Inhalt auch nach neuen Ausdrücken suchen. Für uns ist es eine Einbuße an Anschaulichkeit und an Kraft und ein Verleugnen gerade des Eigenartigsten, was wir haben, wenn wir statt „Werden" „Gott" sagen sollten.

* * *

Noch stärker aber als beim Gottesbegriff zeigt sich diese in der Sache selbst nicht begründete Bindung durch eine Tradition bei dem anderen Grundbegriff, auf dem die Jathosche Redeweise beruht, bei der „Christusidee". Hier ist seine Ausdrucksweise unheimlich gezwungen, ja, objektiv betrachtet, einfach unwahr, wenn auch er selbst natürlich diese Unwahrhaftigkeit durchaus nicht empfindet und will. Auferstehung Jesu heißt bei Jatho, daß Jesus selbst verzweifelt am Kreuze starb, daß aber eben dadurch seine Jünger Mut, Hoffnung und Glauben an eine göttliche Zukunft der Menschheit gewannen. Himmelfahrt Jesu heißt: „der aufsteigende Werdegang der Weltgeschichte ist hier als Weissagung verkündigt, ist persönlich gedacht und in ein einmaliges Ereignis zusammengefaßt", (Persönliche Religion Seite 298). Der „lebendige Christus" ist nicht der lebendige Jesus als Herr im Himmel, sondern die Idee, besser: das Ideal, das Streben und Ringen der Menschheit nach einem immer höheren Leben, dieses höhere Leben aber sozial gedacht und nicht individuell, Streben der Gattung nach Arterhöhung, nicht Anwartschaft des Individuums auf einen jenseitigen Himmel. So geht es fort durch alle Christusworte des Neuen Testaments und der Kirchenlehre. Immer wird der natürliche, schlichte, selbstverständliche Wortsinn dieser geschichtlichen Ausdrücke abgelehnt und statt seiner eine symbolische Ausdeutung in rein psychologische oder soziologische Vorgänge gesetzt; trotzdem aber werden die Worte behalten! Gerade darauf beruht jener oft so peinlich unangenehme Eindruck, den man von Jathoschen Predigten hat, jener Eindruck, den ein positives Blatt im Rheinland grob aber zutreffend religiöse Falschmünzerei genannt hat. Auch wir müssen, um der Reinlichkeit und der Schlichtheit unserer monistischen Frömmigkeit willen ganz deutlich sagen, daß wir mit solchen Verschleierungen nichts zu tun haben wollen. Der „lebendige Christus" ist eben nun einmal der lebendige Christus, d. h. der Jesus von Nazareth, der tot war und nun wieder lebt und die Welt regiert. Wer das nicht glaubt — und Jatho glaubt es als geschichtliches Ereignis ebensowenig wie wir — der hat eben seine Finger von diesen Worten zu lassen. Sie gehen ihn nichts mehr an; und die Gemeinschaft derer, die auf solche nicht geschehenen „historischen Tatsachen" ihr Seelenheil gründet, geht ihn auch nichts mehr an. Ueber diese robuste Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit des Empfindens sollte man wirklich nicht nötig haben, noch lange Worte zu machen.

Dazu kommt, daß diese Worte ganz unwirksam sind, um die Gefühle wirklich auszulösen, die Jatho mit ihnen hat wecken wollen. Als der Gedanke von der Höherentwicklung der Menschheit erstmals entstand, da nannte er sich Ideal der Humanität, Herstellung der vollkommenen, gerecht verfaßten bürgerlichen Gesellschaft, Entfaltung des Geistes von der Natur zur Freiheit, oder welche Worte sonst auf der Linie von Kant und Schiller bis Hegel geprägt worden sind. Als der Gedanke dann zuerst die Massen ergriff, als er denen, die ihre christliche Ueberlieferung vollständig verloren hatten,

zum ersten Male wieder Bindung, Wille, Zucht, Ehrfurcht vor ihrem eigenen Leben brachte, da hieß er Zukunftsstaat, neue Gesellschaftsordnung, Sozialismus, Kampf gegen Armut, Unwissenheit und geistige Stumpfheit. Und als er, durchtränkt mit aller geschichtlichen und biologischen Bildung unserer Zeit, noch einmal als das Schauen des Einsamsten und Kühnsten sich durchrang, da zauberte er den „Uebermenschen“ vor sich hin: Der Mensch ist eine Brücke und kein Zweck, ein Werdendes und kein Letztes, ein Uebergang und ein Untergang und kein Ziel. In dieser Form ist das Ideal der „immer erneuten humanen Regeneration“, wie Jatho gesagt hat, Kernkraft und Ziel aller unserer wissenschaftlichen und technischen Arbeit, unserer Kunst, unserer wirtschaftlichen Organisation, unserer sozialen Kämpfe, unserer Alltagsarbeit geworden, die Zentralidee, in der wirklich alle Kulturbestrebungen münden, die „Kultursynthese“, um ein schönes Wort des leider zu früh verstorbenen Lublinski zu gebrauchen; es ist die eigentlich religiöse Idee, in der in der Religion des Werdens und der Arbeit alle Bäche zusammenfließen. Und wieder müssen wir sagen, daß Jatho in der Sache dasselbe will, daß er eine echt monistische und sozialistische Frömmigkeit hat. Aber das Wort Christusidee ist nicht geeignet, all dieses Schwellen und Drängen nach vorwärts wirklich zu decken. Das Schwellen ist entstanden und ist ein Jahrhundert hindurch gewachsen, ohne nach Jesus Christus auch nur im geringsten zu fragen; es ist aus rein realen Motiven der gegenwärtigen Welt, aus sozialen und geistigen Trieben unserer Kulturperiode entstanden, ohne irgendwie mit der religiösen Stimmung der römischen Kaiserzeit zusammenzutreffen. Es ist bei Hunderttausenden als sieghafte Kraft ihres Lebens hervorgebrochen, denen die ganze kirchliche Tradition schon längst Schall und Rauch war. Dagegen wirkt es erfahrungsgemäß bei denen am schwächsten, die die treuesten Söhne der kirchlichen Tradition sind.

Jatho beruft sich auf den Begriff „Reich Gottes“, der ja zweifellos in den Evangelien die wichtigste Rolle spielt. Aber das ist wieder so eine Verwirrung historisch ganz eindeutiger Worte, wie sie seit Menschenaltern die liberalen Theologen treiben. „Reich Gottes“ heißt nicht neue Organisation der in Bruderliebe verbundenen Menschen, sondern „Reich Gottes“ heißt Herrschaft Gottes anstelle der Dämonen und des Teufels, heißt neue Weltperiode, in der ein neuer Gott die Weltherrschaft ergreift. Darüber ist wissenschaftlich heute kein Streit mehr. Man darf wohl sagen, daß in dieser mythischen Hülle etwas von der Sehnsucht schlummert, die heute bei uns Sozialismus oder Uebermensch heißt. Aber gerade das, was für uns das Entscheidende ist, liegt darin nicht. Die Arbeit, der Kampf, das Ringen, die Erziehung, die bewußt daran arbeiten, den neuen Typus Mensch langsam zu *schaffen*. Der „Reich-Gottes“-Glaube der Evangelien ist *untätige* Sehnsucht, ist Harren und Warten auf den Gott, der die Tore des Himmels öffnet und auf leuchtendem Rosse hervorsprengt, um den Drachen zu besiegen, ist

das Gegenteil unserer aktiven, bewußten, strebenden Kultur. Daher ist auch jener „Reich-Gottes“-Glaube ganz eingespannt in den jüdischen Gegensatz von Sünde und Gnade und ruht auf der Stimmung von Menschen, die keinen Turm bauen, keinen Sklaven befreien und kein Wissen gewinnen wollen. Unsere Werde- und Wachse-Stimmung aber kennt keine Schranken: sie bohrt in die tiefste Erde, holt den geheimsten Gedanken hervor, fliegt in die Lüfte, und kennt selbst die Schuld nur noch als Schicksal und Wachstum, nicht aber als Fluch und Verdammung. Wir verarmen uns selbst, wenn wir alles das mit schlechtem Gewissen in christlich-biblische Worte verhüllen. Die Kinderjacke paßt uns nicht mehr; sie platzt an allen Ecken und Enden. Der schwellende Frühling einer neuen Welt- und Kulturstimmung ist nicht mehr in die alten Formen zu fassen.

*

* *

Ich möchte diese Tatsache schließlich noch an einem besonders drastischen und dabei besonders wichtigen Punkte erläutern, nämlich beim Religionsunterricht und der Jugenderziehung. Hier hat jede Weltanschauung ihre entscheidende Prüfung zu bestehen: wie wecken wir das, was in uns gärt und glüht, auch in den Herzen der Kinder? Wie übertragen wir in sie die Motive, auf denen bei uns selbst erfahrungsgemäß der Wille zum Edlen und zur Selbstzucht ruht? Nicht anders als indem wir ihnen die Vorstellungen und Anschauungen übermitteln, an denen bei uns selbst sich jene Affekte entzündet haben, und dann abwarten, ob nicht von selbst, durch einfaches Aussprechen unsrer Affekte, gleiche Gefühle auch in den Kindern entstehen. Ruht unser Weltgefühl auf der Kenntnis biologischer und historischer Tatsachen und auf dem praktischen Erleben sozialer Motive, so können wir für die Fortpflanzung dieser kräftigen Art von Welt-Gefühl dadurch am besten sorgen, daß wir diese Tatsachen und Erlebnisse den Kindern von Anfang an so anschaulich, so konkret, so verständlich wie möglich übermitteln. Ein solcher Unterricht in monistischer Frömmigkeit kommt ohne naturwissenschaftliche, speziell biologische Unterlagen nicht aus. Das Kind muß eine Anschauung davon haben, was das Werden im Ablauf der Jahrmillionen bedeutet, wie unser Körper funktioniert, und wie seine Funktionen von Ewigkeiten her langsam geworden, gestaltet und determiniert sind. Das Kind muß weiter deutlich miterleben, wie in der Menschheit in Jahrtausende altem Ringen sich langsam ein Stück Kultur, Organisierung, Selbstüberwindung, eine Maxime zu Edlem und Stolzen nach der anderen durchgesetzt hat. Dazu müssen wir ihm Ausschnitte aus der Religionsgeschichte geben, müssen ihm zeigen, wie die Gottesvorstellung entstanden ist, was sie bewirkt hat und wie sie langsam sich immer stärker verflüchtigt hat, bis heute

nur noch die „Natur", das Werden, das Weltgeschehen übrig ist, aber alles konkret in kulturgeschichtlichen Episoden, und jeweils mit Auswahl dessen, was der Altersstufe entspricht, und in Worten und Sätzen, wie das Kind selber sie braucht und spricht. Die Lust am Edlen, wie es sich langsam in den Gewissen der Menschen entfaltet, den Stolz als Triebkraft zu vornehmer Gesinnung, zu Treue und schenkender Tugend, die Glut zu Hingabe und Aufopferung eigenen Behagens um der Treue und des Gewissens willen, das Selbstbewußtsein, daß jede edle Tat, jeder Sieg über die Faulheit und Geilheit, einen Sieg des Weiter-Werdens im Weltall bedeutet. Das aus allen diesen Anschaulichkeiten heraus zu wecken, muß unser Ziel sein. Dafür gibt es kein „Wort Gottes", keinen Katechismus; dazu gibt es nur Anschauung und gefühlsstarke Suggestion, die aus dieser Anschauung aufschäumt.

Eine solche neue religiöse Erziehung zu suchen ist eine Aufgabe, die heute brennender ist als je. Der traditionelle Religionsunterricht hat seinen vollen Bankerott erlebt. Die sittliche Verwilderung und reine Genußsucht, die heute durch die ganze Nation hindurchgeht, hat er nicht hindern können, im Gegenteil, er hat sie verstärkt, indem er sittliche Motive einseitig an Vorstellungen knüpfte, die unwirklich waren. Hier haben wir Monisten die schönste Aufgabe vor uns: aus unserer Religion des Werdens neue Motive und Formen der Jugendbildung herauszuglühen, die sich als kräftiger zeigen, wie die alten, die noch auf unsere eigene Jugend gewirkt haben. Die Höhertreibung des Typus Mensch hat hier ihre praktische Spitze und den Teil ihres Schaffens, an dem jeder mitarbeiten kann, der überhaupt Kinder hat, er sei sonst Maurer, Tagelöhner, Bauer oder was er will. In der Stellung zum Kind wird unsere neue Religion praktisch und allgemeingiltig erlebt.

Was hat nun Jatho aus seiner religiösen Erziehung gemacht? Ich muß gestehen, verehrte Anwesende, als ich Jathos Konfirmationsbekenntnis las, war ich wirklich einfach entsetzt, und es hat lange gedauert, bis ich mich in der Beurteilung des Mannes wieder zurecht fand. Dieses Konfirmationsbekenntnis ist ein schreiender Hohn auf alles, was Kinderpsychologie, Altersmundart, Anschaulichkeit und Schlichtheit der Rede bedeutet. Es ist geschwollener in der gräßlichen Unanschaulichkeit der Sprache Kanaans, wie nur je eine Predigt, die Jatho gehalten hat. Und es suggeriert den Kindern gerade diejenigen Vorstellungen, die Jatho aus Religion glaubt ablehnen zu müssen. Es redet vom lebendigen Gott, dem allmächtigen Schöpfer der Welt, vom Wort Gottes, das „meines Fußes Leuchte sein" soll, von der Predigt des Evangeliums und dem Forschen in der Schrift — Jatho hat die besondere Offenbarungsqualität des Christentums ausdrücklich geleugnet! —, vom Heiligen Geist, vom Herrn Jesus Christus, dem Sohn Gottes, von Gottes „ewigen und himmlischen Reich", zu dem er „mir aushelfen" möge, und anderes mehr. Kurz, es tut in verstärktem Maße das, was

allen Religionsunterricht so gräßlich verödet hat. Es bindet Sittlichkeit und Religion an lauter Vorstellungen, die sich im späteren Leben als ganz unwirksam und unwirklich erweisen und nach Jathos Erwachsenen-Predigt auch als solche erweisen sollen.

Jatho hat sich in einer Eingabe an das Spruchgericht über dieses Bekenntnis zu rechtfertigen gesucht, zu rechtfertigen freilich nicht vor dem Spruchgericht. Denn dem gegenüber machte er dadurch die Sache nur noch schlimmer; aber zu rechtfertigen vor sich selbst und seinem Gewissen. Da sagt er: Für Kinder kann man es kaum anders schreiben. „Kindern muß zum Verständnis religiöser Wahrheiten die Möglichkeit der Anschauung, d. h. das Gleichnis geboten werden." Aber das ist ja gerade das Falscheste, was man tun kann. Damit verdirbt man ja gerade die Anschauung daß man ein *anderes* Bild zum Anschauen unterschiebt. Natürlich muß man Kindern zum Verständnis abstrakter Begriffe — das meint Jatho, wo er „religiöse Wahrheiten" sagt — Anschauung bieten, aber doch unter allen Umständen *die* Anschauungen, von denen die Begriffe tatsächlich abstrahiert sind. Also, wenn ich vom „Werdenden" rede oder vom „Gesetz der Entwicklung" oder von der „Idee des lebendigen Christus", so muß ich den Kindern erst 10 oder 20 Einzelvorgänge breit anschaulich machen, aus denen diese Begriffe hervorwachsen können. Aber dann wachsen sie auch wirklich hervor! Es ist ein methodischer Irrtum, zu sagen, Kinder könnten keine Abstrakta erfassen; sie können sie spielend erfassen, sobald nur der Lehrer Geduld und Methode genug hat, sie selbst sie aus den Einzeldingen oder -Vorgängen herausfassen zu lassen. Darüber hat *Berthold Otto* in seinem „Lehrgang der Zukunftsschule" bereits vor mehr als zwanzig Jahren alles Nötige geschrieben.

Statt dessen sagt Jatho: „Die Sprache dieses Bekenntnisses ist also die biblisch-symbolische, nicht die dogmatische oder philosophische. Statt der Neutra und Abstrakta sind Maskulina und Concreta gewählt. Was Goethe als Dichter das „Werdende" nennt, „das ewig wirkt und lebt" oder „die ewig rege, die heilsam schaffende Gewalt" — das nenne ich hier als religiöser Bekenner den allmächtigen Schöpfer der Welt, den Vater, der seine Liebe mir offenbart und mich zu sich zieht aus lauter Güte". „Das nenne ich" — darin liegt wieder das ganze Bekenntnis. Ich meine „das Werdende, das ewig wirkt und lebt", und ich *nenne* es „Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer!" Nur daß eben alle anderen, die das Wort des Katechismus brauchen, es nicht so verstehen, sondern den Vater und Schöpfer eben vom Werdenden trennen und als zweite Kraft, als überlegenen Willen dem Werdenden gegenüberstellen, und daß sie dann Jathos Pädagogik mit Recht als „religiöse Falschmünzerei" empfinden. Das ist eine schöne „Veranschaulichung", wo man als Bild und Gleichnis eines Geschehens — eine Person setzt! Das ist ja gerade der Mythus, von dem unsere Art des Einfühlens in die Welt endlich frei werden will!

„Umgekehrt geht der Weg in dem Abschnitt des Bekenntnisses, der sich auf Jesus Christus bezieht. Da suche ich mit Hilfe biblischer Bilder und Gleichnisse die geschichtliche Person Jesu zu der Idee des lebendigen Christus zu erweitern. Ausdrücke wie „Abglanz seiner Herrlichkeit, Ebenbild seines Wesens, Weg, Wahrheit und Leben". sind dazu hervorragend geeignet." Ja, diese Worte sind wirklich hervorragend geeignet, die Kinder an prächtig dahinrollende Worte zu gewöhnen, bei denen sie sich schlechterdings nichts denken können! Das sollen Bilder und Gleichnisse sein, die ein Abstraktum konkret zu veranschaulichen vermögen, Maskulina an Stelle von Neutren? Das ist in Wahrheit nichts anderes als der krampfhafte Versuch, diesem Bekenntnis einen biblischen Charakter zu geben und damit zu verhüllen, daß es nicht mehr auf dem Boden der Kirchenlehre steht. Die Sucht, neuen Wein in abgebrauchte Schläuche zu füllen, hat in diesem Falle die alten Schläuche zwar nicht zerrissen, dafür aber den neuen Wein um so gründlicher verdorben.

Daß die Kinder diesen Schwall erhabener Worte wohl anstaunen, aber nicht verstehen, hat Jatho selbst in aller Harmlosigkeit und Aufrichtigkeit zugegeben. „Was z. B. über Christus gesagt wird, beziehen manche Kinder — ich ermittele das im Unterricht durch Fragen — auf den historischen Jesus, andere auf den ideellen Christus. Ich lasse natürlich beide Auffassungen gelten und alles ganz frei wachsen..... Es melden sich denn auch immer einzelne Kinder, die es anders ausdrücken, weil sie es anders empfinden, und das freut mich ganz besonders." Also ein Unterricht, der Worte übermittelt, dabei aber den Inhalt der Worte verschieden zu deuten den Kindern ruhig selbst überläßt, und ein „Bekenntnis", wo mit einheitlichen Worten den Kindern ganz Verschiedenes zu sagen erlaubt ist! Das ist das Gegenteil einer ehrlichen und schlicht-wahrhaftigen Unterweisung, trotz aller guten Absicht, die der Lehrende natürlich dabei hat. Ich bitte, diese Kritik nicht falsch zu verstehen. Ich halte ein „Bekenntnis" und ein „Gelübde" vierzehnjähriger Buben und Mädel überhaupt für eine pädagogische Barbarei. In unsern freireligiösen Gemeinden gibt es das nicht. Wir machen eine „Jugendweihe", so ernst und feierlich, wie wir nur können, so eindrucksvoll und herzandringend, daß möglichst viel Erinnerung den Kindern davon im späteren Leben bleibt. Aber ein Bekenntnis und Gelübde fordern wir nicht. Höchstens setzen wir als selbstverständlich voraus, daß in dieser Stunde in all den jugendlichen Gemütern der Wille, die Sehnsucht und der Vorsatz emporzuckt, ein edler und wahrhaftiger und strebender Mensch zu werden. Aber das sagen wir so schlicht, so einfach, so menschlich wie wir nur können. Und sind gewiß, daß es wirkt. Aber im Unterricht und in der Feier sagen wir nicht ein Wort, das zweideutig schillern könnte, das Lehrer und Kinder anders verstehen könnten, das nicht ganz klar sagte, was wir wissen und meinen. Und das ist ein Lebensgesetz jedes Unterrichts, bei dem wirklich etwas gelernt werden soll. Das Gegenteil aber ist es, was Jathos Konfirmandenbe-

kenntnis erschreckend deutlich zeigt: die Taktik der schillernden Worte, der halben Andeutungen, der vieldeutigen Bilder, die schon durch Jathos Predigten geht, ist in seinem Religionsunterricht auf ihren Gipfel gestiegen! Diese Taktik aber ist eine notwendige Folge dessen, daß er sich an kirchliche Traditionen anpassen muß, da er nun einmal seine Frömmigkeit noch nicht als hinter-kirchlich empfindet. Sein Verbleiben im Pfarramt führte hier direkt zur Verwaschung seiner Religion.

Professor Geffken hat sich in seiner Verteidigung Jathos demgegenüber auf den unleugbaren Erfolg des Jathoschen Unterrichtes berufen. Die Kinder hingen mit schwärmerischer Hingebung an ihrem Pastor, und die Herangewachsenen dächten noch nach Jahrzehnten mit Rührung und Dank an diese Stunden. Und 640 frühere Konfirmanden haben dasselbe sogar an den Oberkirchenrat geschrieben. Aber was beweist das für seine Sache und seine Methode! Das beweist nur immer wieder, daß Jatho als Mensch ein selten reicher und reiner Charakter ist, der suggestiv auf seine ganze Umgebung wirkt. Auf so etwas reagiert gerade die Jugend am stärksten. Und es ist garnicht zu bezweifeln, daß Jathos sieghafte Fröhlichkeit bei diesem Alter am meisten zündet. Aber seinem eigenen Zeugnis nach stammt diese helle Melodei in seinem Innern eben aus der neuen Art, wie er Welten-Werden und Menschen-Werden empfindet. Und darauf geht unsere Anklage, daß er diese neue und sieghafte Art wohl in starken Gefühlstönen übermitteln, aber nicht in schlichten Worten anschaulich begründen kann. Er k a n n es nicht — weil ihm als Pfarrer eben nicht möglich ist, in vollständig eignen und neuen Worten zu Kindern zu reden. Wir aber ringen darum, eben diese eigenen, neuen und schlichten Worte zu finden. Denn wir denken nicht nur an die 640 Kinder, die innerhalb von 6 Jahren das Glück hatten, gerade einer so selten starken Kraft wie Jatho zu begegnen. Wir denken an die Hunderttausende, die jährlich die Schule verlassen, und denen wir eine freie und menschlich-natürliche Jugendweihe erringen wollen. Es ist undenkbar, daß sie alle vor große Persönlichkeiten gestellt werden können; und darum brauchen wir eine M e t h o d e, nach der auch der durchschnittlich begabte Erzieher etwas Gutes und Haltbares erreichen kann. Das ist doch der Grund, warum man überhaupt Lehrordnungen, Lehrziele und Methoden braucht. Um diese Objektivierung dessen, was ihm persönlich gelang, hat sich aber Jatho garnicht gekümmert. Er hat in Methode und Lehrziel hineingewütet nach rein subjektivem Ermissen. Und damit hat er für eine Neugestaltung des Religionsunterrichts einfach garnichts geleistet. Hier ist die schlimmste Folge der kirchlichen Verschleierung seiner monistischen Frömmigkeit zu erblicken.

* * *

Und damit komme ich zum Schluß. Was ist zu tun? Was soll geschehen? Welche Konsequenzen aus diesem Tatbestand sollen diejenigen ziehen, denen die monistische Frömmigkeit und ihr Auswirken das einzig Wesentliche in der ganzen Affäre Jatho ist? Dürfen wir monistische Frömmigkeit in christliche Hüllen verschleiern? Wir dürfen es nicht! Nicht um der Zerstörung willen, nicht um blos zu verneinen, sondern um unserer Religion willen dürfen wirs nicht! Die christliche Hülle paßt nun einmal nicht mehr zu unserer Art, die Welt zu verstehen und das Leben zu formen. Sie erdrückt die Möglichkeit geradliniger Aussprache dessen, was uns durchwogt; sie vernichtet insonderheit jede methodische Möglichkeit, die neue Generation ohne Umschweif und in rüstiger Kraft in unserer Art zu erziehen. Sollen wir trotzdem protestantische Pfarrer und protestantische Gemeindemitglieder bleiben? Es ist „eine innere Unmöglichkeit. Wir können es nicht."

Jatho und seine Freunde versuchen heute, die religiöse Wucht dieser Frage durch kirchenpolitische Phantasterei zu verflüchtigen. Sie halten uns das Ideal vor, daß wir in der Kirche bleiben sollen, um die Bekenntniskirche in eine Gesinnungskirche zu verwandeln, um eine Volkskirche zu schaffen, in der jede ernste und aufrichtige Meinung predigen darf, eine Kirche, in der jeder willkommen ist, der überhaupt irgendwie das Bewußtsein hat, durch den historischen Jesus maßgebend bestimmt zu sein. Aber das ist eine reine Utopie. Harnack hat sehr mit Recht darauf hingewiesen, daß es für jede Kirche die überhaupt einen bestimmten historischen Charakter behaupten will, unbedingt nötig ist, sich irgendwie abzugrenzen, um überhaupt die Möglichkeit bestimmter Beeinflussung in Lehre, Kultus und Erziehung zu behalten. Es ist ja auch einfach nicht wahr, daß Luther und die Reformation das Prinzip durchgesetzt hätten, daß nur das eigene gute Gewissen, der vollendete Subjektivismus, über das zu entscheiden habe, was in der Kirche gepredigt werden dürfe. Man lese darüber, was Lamprecht in seiner Deutschen Geschichte über Luther festgestellt hat, und was Hermann Barges Karlstadt-Biographie glänzend illustriert. Was heute Traub und Jatho und andere fordern, haben damals Karlstadt und seine Genossen vertreten, aber die lutherische Reformation ist gegen sie und nicht mit ihnen geworden. Der Protestantismus ist nicht die religiöse Gemeinschaft des vollendeten Subjektivismus. Er hat sich vielmehr mit vollem Bedacht an die Bibel, d. h. an den urchristlichen Mythus gekettet und nur seine kirchlichen Verdrehungen bei Seite geworfen. Er kann diesen seinen Ursprung garnicht verlassen. Für wen Gottheit Christi, Auferstehung, Himmelfahrt, Sühnetod Jesu, Weltschöpfung Gottes und ewiges, unsterbliches Leben der Einzelperson keine historischen Tatsachen mehr sind, der hat im Protestantismus nichts mehr zu suchen.

Man sagt: der Protestantismus ist nun einmal unsere Vergangenheit; alle unsere führenden Geister, Kant, Schiller, Goethe,

Herder, Fichte, Hegel, selbst Marx und Nietzsche wurzeln im Protestantismus. Aber auch das ist nicht wahr. Der Abstand von Paulus bis Luther ist kulturgeschichtlich kleiner wie der von Luther bis Kant oder Goethe oder gar Nietzsche. Luther hat das Werk des Kopernikus mit Berufung auf die Bibel verworfen. Und bei Kopernikus beginnt tastend und suchend die neue Zeit. Luther hätte erst recht den Faust als ein einfach unreligiöses und widergöttliches Buch verworfen. Mehr als Luther reckt sich in Herder, Goethe, Schleiermacher der — Jude Spinoza, der doch sicher nicht dem Protestantismus entstammt. Und für uns, die wir den Rationalismus, Materialismus, Marx und Nietzsche hinter uns haben, ist der historische Faden zum Protestantismus erst recht gründlich zerrissen. Uns bindet weder Tradition noch Pietät noch Familie an die protestantische Kirche. Aber dieser Tatbestand ist bisher verschleiert gewesen dadurch, daß man es nicht mehr der Mühe für wert hielt, den Schnitt zwischen sich und der Kirche auch äußerlich zu vollziehen. Was hat die Kirche den wirklichen Ahnen unserer Kultur, was hat sie Kant, Schiller, Goethe, Fichte, Hegel noch zu bedeuten gehabt? Diese Männer sind nur deshalb nicht aus der Kirche ausgetreten, weil das zu ihrer Zeit staatsrechtlich noch nicht möglich war, und weil die Kirche zu ihrer Zeit so grenzenlos gleichgiltig war, daß sie niemand mehr ernst nahm. Das aber ist heute anders geworden. Das Irrlehrengesetz und die Absetzung Jathos beweisen, daß die heutige protestantische Kirche durchaus nicht daran denkt, ihre historische Eigenart preiszugeben und sich im fortschreitenden Kulturprozeß schmerzlos ins Gasförmige verflüchtigen zu lassen. Das ist durchaus ihr Recht und hilft nur zur Klarheit. Eben deshalb aber müssen auch wir jetzt die Konsequenzen ziehen: für unsere Art, das Welten-Werden zu erkennen und zu erleben, ist in der protestantischen Kirche kein Raum!

Und darum bleibt uns nichts anderes übrig, als aus der Kirche auszutreten und neue Gemeinschaften derer zu bilden, die vom Boden unseres monistischen Weltbildes aus gemeinsam Weihe, Vertiefung und Bindung unseres persönlichen Lebens suchen. Es sind Anfänge solcher Gemeinschaften da: im Monistenbund, in freireligiösen Gemeinden, im Bund für persönliche Religion, im Internationalen Orden für Ethik und Kultur, in den Sonntagsfeiern freier Menschen in München und anderswo. Aber es sind erst Anfänge und Keime, und sie müssen wachsen. Sie können nur wachsen, wenn sie Anhänger in Masse finden, und wenn sie sich gegenseitig dulden und achten und nicht jeder sich auf seine Nüancen versteifen. Die Hauptsache ist, daß wir die große Masse der Kirchenfremden um neue Sonntagsfeiern, neue Beerdigungen und neue Jugenderziehung sammeln.

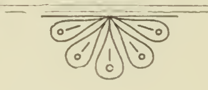
Jede solche neue Sammlung ist schwer, und es finden sich Tausende, denen das Werk zu groß scheint, als daß sie mitmachen möchten. In einer Korrespondenz, die ich etwa vor Jahresfrist über solche Fragen mit ihm hatte — ich darf das wohl hier er=

wähnen — hat mir mein früherer Lehrer, dem ich auch jetzt noch in Ehrerbietung danke, Adolf Harnack, geschrieben: „Sie können die Kirche wohl zerstören, aber Sie können nichts Neues an ihre Stelle setzen". Das ist das Bedenken, das Tausende haben. Aber das Bedenken kann uns nicht helfen. Es ist dasselbe, was jeder Erasmus zu Luther und jeder Gamaliel zu Paulus sagen konnte. Nicht daß wir meinten, irgend einen Luther oder Paulus in unseren Reihen zu haben. Aber es gibt weltgeschichtliche Stunden, wo es Pflicht ist, gradaus zu gehen, zu tun, was Wahrhaftigkeit, Ehre und Treue uns heißen und den Rest — fast hätte ich gesagt, Gott zu überlassen! Niemals kann man vorher berechnen, was aus geschichtlichen Anfängen wird; niemals kann man alle Wirkungen abschätzen, die unser Wollen in der Wechselwirkung des Weltgeschehens auslösen wird. Das ist ja das Ueberindividuelle im Werden, das es sich gestaltet und durchsetzt weit über unser ängstliches Rechnen hinaus. Und unser Gewissen ist das Stück, durch das dieses überindividuelle Werden auch in uns gährt, drängt und treibt. Die Treue dem eigenen Gewissen und die fröhliche Zuversicht, daß keine Treue im Fluß des Geschehens vergeblich verrauscht, das ist unsere Religion. Sie zwingt uns heute aus den alten, für uns längst erstorbenen religiösen Gemeinschaften fort in neue Versuche. Mag daraus werden, was will! Die Flut ist da, sie rauscht an uns heran, wir müssen hinein, wir haben sie nicht gerufen und nicht gewollt, sie zwingt uns zum Sprung, also mutig gesprungen und tapfer geschwommen: zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!

Jatho und seine engeren Freunde sind für diese Arbeit heute verloren. Sie haben nun einmal ihre Wagen in die falschen Geleise geschoben und müssen nun rollen; ihre Vergangenheit zwingt sie. Vor zehn Jahren hatten sie Macht, freiwillig zu gehen, wie wir anderen es taten, die wir auch einmal protestantische Pfarrer sein wollten. Sie haben entschieden, Pfarrer zu bleiben und monistische Frömmigkeit in christlicher Hülle nur verstohlen hier und da einmal zu bekennen, sonst aber durch alte Formeln zu erdrücken. Sie hat ihr Gewissen getrieben, wie unseres uns. Deshalb können wir sie achten und grüßen. Aber das verschleiert uns nicht den Blick für die furchtbare Tragik, der sie erliegen. Denn nachdem nunmehr Jatho gewaltsam vom Pfarramt entfernt worden ist, hat er die innere Freiheit noch mehr verloren, in neuen und eigenen Worten zu reden. Jetzt muß er ja beweisen, daß ihm Unrecht geschah! Jetzt darf er den Gegnern erst recht nicht das Schauspiel geben, daß er eine neue Religion predigt. Jetzt wird es von „Gott" und „lebendigem Christus" und „ewigem, himmlischen Leben" in seinen Reden noch stärker wimmeln als je. Jetzt ist er für die schlicht-menschliche Aussprache seines inneren Reichtums endgiltig verloren.

Jatho hat Großes erlebt, und Großes ist ihm geschenkt worden. Er bedurfte in seiner Person zwei Zeitalter sich kreuzen fühlen. Mehr als andere hat er die ganze Kraft und den befreienden Jubel

einer neuen, ganz realistischen Weltbetrachtung in sich empfunden. Hätte er ganz erkannt, wie neu und zukunftweisend seine religiöse Aussprache war, er hätte mit seiner Kraft der Bewegung Jahrzehnte unklaren Ringens und kleinlicher Anfänge ersparen können. Aber seine Augen waren gehalten, und er konnte die Sehnsucht nicht lassen, nächtens um das Grab des gestorbenen Gottes zu schleichen und die verklungene Glocke im See doch wieder zu hören. Das ist die Tragik und das Verhängnis seines individuellen Lebens. Aber für uns kann das kein Motiv sein. Wir müssen den echten Jatho gegen den verkrüppelten Jatho verteidigen — auch wenn er selbst es sich verbittet.





Gedruckt von Josef Gäßler,
Buch- und Kunstdruckerei,
München, Rumfordstr. 15.

